

Engführung eines Entdeckerlebens

Von Ingeborg Waldinger

In der Novelle „Land unter ihnen“ entwirft Alexander Peer ein spannendes Psychogramm des Konquistadoren Hernán Cortés.



Alexander Peer Foto: Limbus Verlag

„Im Grunde lebte Cortés sein Leben lang begrenzt . . . Wohin er später auch kam – ob Salamanca, Sevilla oder Cuba –, die Orte waren nur unterschiedliche Zellen eines Gefängnisses, begrenzte Orte einer begrenzten Welt.“ Der gebürtige Salzburger Alexander Peer betreibt die Engführung eines Entdeckerlebens, das von Dutzenden Biographen nachgezeichnet wurde: Hernán Cortés hatte mit der Eroberung Mexicos den Grundstein zum spanischen Kolonialreich gelegt.

Alexander Peer hat Cortés' Lebenslauf eingehend studiert und daraus ein spannendes Psychogramm erstellt. „Land unter ihnen“ lautet sein Titel. Der Autor hat sich für das Genre Novelle entschieden, also jene literarische Gattung, die Goethe über das „seltsame, unerhörte Ereignis“ definierte. Und tatsächlich können Cortés' Eroberungsfeldzüge in Mittelamerika als ein einziger, unerhörter Akt betrachtet werden, als ein Wendepunkt der Weltgeschichte: Der Kolonialismus war der erste Akt der „Globalisierung“. In der Lesart Alexander Peers heißt dies: „Cortés' Eroberungen wurden zu Jahreszeiten. Die Jahreszeiten fügten sich zu einer Ära zusammen, an deren Ende ein ausgemergelter Korps von verdrießlichen spanischen Soldaten und ein erbärmlicher Rest einer blühenden Kultur standen“.

Die historische Wahrheit ist eben kein „Fundstück im Staub der Vergangenheit“, verdeutlicht der Historiker Karl Vocelka in seinem Nachwort: Auch die Geschichtsschreibung biete nur eine „Narration der Vergangenheit“ an, habe also klare Berührungspunkte mit der Literatur. Insbesondere die autobiographischen Entdecker-Texte des 16. Jahrhunderts würden heute als „Ego-Dokumente der Zeit“ eingestuft. In hohem Maße subjektiv und von Eigeninteresse gefärbt sind auch die Briefberichte des Herrn Cortés an seinen König Carols I (Karl V.) über die Eroberung „Neuspaniens“ oder die einschlägigen „Historien“ von Zeitgenossen des Konquistadoren. Aber es sollte noch Jahrhunderte dauern, bis Spanien seine Siegerperspektive auf den Kolonialismus relativiert.

Alexander Peer erschließt den „anderen Blickwinkel“ auf die spanische Expansion über eine Kunstfigur, den Soldaten Vasquez. Hier also der Parade-Kolonisator Cortés, Sohn aus niedrigem kastilischen Adel, getrieben vom Ehrgeiz, Standes- und Vaterkomplex; dort sein Gefolgsmann Vasquez, der Bauer aus den Pyrenäen, den die Propaganda vom „besseren Leben“ in die Armee lockt.

Beide gehören zur Streitmacht des Diego Velásquez, der Kuba kolonisiert. Dort macht Cortés ein Vermögen – und wird zum Riva-

len seines Gönners. Denn als der Goldreichtum Mittelamerikas ruchbar wird, überdehnt Cortés seinen Expeditionsauftrag, unterwirft eine Maya-Region nördlich von Yucatan und holt sich eine Maya-Sklavin als Geliebte und Dolmetscherin.

Vom Goldrausch getrieben, lässt er die eigenen Schiffe zerstören, um „jegliche Alternative zur Eroberung“ auszuschalten. Rasch erkennt er die Schwächen des Aztekenreichs: viele Ethnien, viele Sprachen, schwache administrative Strukturen. Der Spanier investiert ein Vermögen, geht mit Vasallen-Völkern der Azteken wechselnde Allianzen gegen deren Unterdrücker ein, schlägt zahllose Schlachten.

Sein Sieg über Moctezuma, seine polygame Ehe mit dessen Tochter, seine Eroberung der mythenumwobenen Hauptstadt Tenochtitlan – all das enthält Peers Novelle. Dazu Cortés' Reisen in die iberische Heimat, seinen Kampf gegen Intrigen und den Aufstieg in den Hochadel, die Teilnahme am Algerienfeldzug, die Rückkehr nach Mexico und den Vorstoß nach Kalifornien. Schließlich seinen Weg vom Größenwahn in den Wahn und in einen unheroischen Tod. Cortés' hinterlassenes Vermögen nährt seine Multi-Kulti-Kinderschar gut.

Bei all der Dichte an Fakten findet Peer genügend Raum, das See-

lenleben des Eroberers auszumalen und sein Gepäck an Kindheitserinnerungen aufzuschnüren: Hernáns Vater ertränkte seine soziale Bedeutungslosigkeit im Alkohol, betrog seine Frau mit der Magd und sperrte den Sohn oft in den Weinkeller. Cortés' Feldzug ist also auch eine Reise zu sich selbst. Doch schon ein aztekischer Jaguarritter hatte ihm prophezeit, dass er letztlich „an sich scheitern würde“.

Alexander Peers Novelle schließt nicht mit dem Tod des Konquistadoren, sondern mit dessen positivem Kehr Bild Vasquez. Der nimmt Abschied von der Armee, kehrt heim zu den Eltern. Gold hat er nur gesehen, nicht erworben. Da es weder heiz- noch essbar ist, hat es für ihn so wenig Wert wie seine Orden. Die verschenkt er an Kinder und erzählt ihnen vom fremden Land: „Die Kinder spielen daraufhin Erobern.“ Das nicht gelöste Rätsel um die mitgebrachten seltsamen Bohnen führt Vasquez zurück in ein hispanisiertes Mexico. Dort erfährt er vom Marktwert der Samen, was ihn nur in einem bestärkt: in seiner Sehnsucht nach einer „Welt ohne Geld“.

Alexander Peer
Land unter ihnen
Novelle. Limbus Verlag, Innsbruck 2011, 128 Seiten, 15,90 Euro.

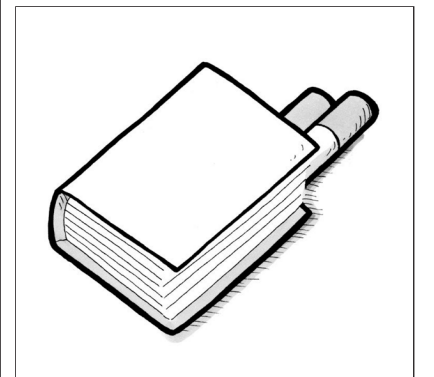
Bücher in Kürze

Raucher-Abgesang

(soji) Wer mit dem Rauchen aufhört, kann sich durchaus so fühlen, als treibe er einen Teufel aus seinem Kopf und Körper. Wahr ist aber auch, dass man seine Feinde kennen muss, um sie zu besiegen. Der deutsche Schriftsteller Gregor Hens unterzieht sich in seinem beglückenden Buch „Nikotin“ einer energischen Selbstbefragung, untersucht die eigene Sucht wie eine seltene Pflanzenart und berichtet von seiner Sozialisation als Raucher.

1965 (in Köln) geboren, wuchs er in einer Zeit auf, als das Rauchen noch *en vogue* war und selbst in besseren Kreisen kleine Kinder zugequalmt wurden. Da das heute fast unvorstellbar ist, bietet das vielfältig inspirierende Buch auch eine Reise in die Vergangenheit. „Nikotin“ ist sowohl Verherrlichung als lauch Abgesang auf das Rauchen. In seinen tieferen Schichten erzählt es vom Älterwerden und plädiert für mehr Achtsamkeit.

Gregor Hens
Nikotin
S. Fischer Verlag, Frankfurt 2011, 187 Seiten, 18,50 Euro.



Cartoon: Pokornig

Zitatensammlung

(u. s.) „Manifest“ ist eine Begriff, der immer irgendwie nach Marx, Kommunismus und Revolution klingt. Allerdings besteht bei David Shields keinerlei Gefahr, dass er zu sozialen Revolten irgendwelcher Art aufruft. Der amerikanische Autor hat Familie, lebt im trendigen Seattle und darf an mehreren US-Unis *Creative Writing* unterrichten. Wie man ohne großen Aufwand einen Bestseller schreibt oder vielmehr zusammenzimmert, zeigt seine durchnummerierte Zitate- und Aphorismensammlung „Reality Hunger. Ein Manifest“, die für einen zeitgemäßen Realismusbegriff in der Literatur eintritt.

Eigentlich wäre es ein interessanter Ansatz: Mit dem postmodernen Trick der Ausschaltung des Autors durch die Polyphonie der zitierten *Samples* ein Plädoyer für eine Neugeburt der Literatur zu halten. Doch die hochtrabende Ambition von Shields driftet in so dümmliche und berechenbare Niederungen wie das Lob auf die Reimkünste von US-Rappern oder die Absage an konventionelle Erzählformen ab. Ein seichtes Sammelsurium.

David Shields
Reality Hunger
Ein Manifest. Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. C.H. Beck, München 2011, 225 Seiten, 20,60 Euro.

erlesen

Von Walter Klier

Kinderjahre des Individualtourismus

Was für ein zauberhafter Schriftsteller **Robert Louis Stevenson** doch ist! Jeder weiß es, denn jeder hat in seiner Jugend die „Schatzinsel“ gelesen, und fast jeder „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“. Doch niemand, zumindest bis jetzt, kennt Stevensons erstes Buch, „An Inland Voyage“ von 1878, das nun unter dem Titel „Das Licht der Flüsse. Eine Sommerzählung“ auf Deutsch erschienen ist (Übers. und hrsg. von Alexander Pechmann, Aufbau Verlag, Berlin 2011, 173 Seiten).

Es ist eher ein Büchlein, und in Bezug auf dessen zukünftige Verbreitung hegte der Autor selbst Zweifel, die er im Vorwort zur Sprache bringt, und zwar so kokett, dass man sich zum Zitieren förmlich gezwungen sieht: „Um die Wahrheit zu sagen, hatte ich kaum die Druckfähnen dieses kleinen Buches überarbeitet, als ich von einer beunruhigenden Erkenntnis erfasst wurde. Mir kam plötzlich in den Sinn, dass ich nicht nur der Erste war, der diese Seiten las, sondern womöglich auch der Letzte.“

Stevenson erzählt, wie er mit einem Freund zusammen eine längere Fahrt im Ruderboot unternimmt, und zwar von Antwerpen quer durch Belgien und das nördliche Frankreich, auf allerlei Kanälen und Flüsschen bis Pontoise, ein Stück flussabwärts von Paris. Man trifft auf allerlei Leute, denen eines gemeinsam ist: das Staunen über die zwei merkwürdigen Gesellen, die da überraschend auftauchen, an Land gehen und – noch merkwürdiger – ein standesgemäßes Hotel suchen, obwohl sie gar nicht standesgemäß aussehen und es überdies ein solches Hotel weit und breit nicht gibt.

Wir befinden uns in den Kinderjahren des Individualtourismus, und die Infrastruktur ist selbst mitten in Europa über weite Strecken so schlecht, naja, genauso schlecht wie heute, wenn man sich einmal abseits der ausgetretenen Touristenpfade bewegt. Und das Wetter: Es ist teils gut, teils schlecht, und dann wird es sehr schlecht: „Wir hatten nun in Bezug auf das Wetter einen

Grad an Demut erreicht, den man außerhalb der schottischen Highlands selten erlebt.“

Mit einem Wort, all die Ur-Erlebnisse des Reisenden kommen hier vor: das Herbergsuchen, der Schock beim Anblick von Ungeheimem, die Wonnen einfacher Genüsse, wenn man hungrig ist, das Staunen über die vielen kleinen Welten, die man im Vorüberfahren nur aus dem Augenwinkel wahrnimmt, mitsamt ihren Bewohnern, oder das Glück, für einen Abend eine neue kleine Heimat gefunden zu haben – und am nächsten Morgen ist man dann froh, dass man weiter muss.

Zeitweise vergisst man förmlich, dass man selbst eine Heimat hat, in die man zurückkehren wird, mit allen Beschwernissen, doch auch glückhaften Geborgenheit. Und am Ende gibt es diese Mischung aus Erleichterung, dass man es geschafft hat, und Bedauern, dass es vorbei ist, man am Ziel der Reise angelangt ist.

Während man Stevensons Bericht liest, fallen einem in bunter Reihenfolge eigene Reisege-

schichten ein, vor allem von den ersten Reisen, als man noch jene Offenheit gegenüber der Welt besaß, die man nach einer gewissen Gewöhnung an das Fremde kaum je wiedererlangt. Bei Stevenson gibt es sie, diese Offenheit, nicht zuletzt dank seiner Landschaftsbeschreibungen, die sich so lesen, als hätte niemand zuvor je eine Landschaft beschrieben.

Am Ende ist das Reisen ja nichts anderes als ein Sinnbild für unser Leben. Unnachahmlich versteht es Stevenson, uns das Gefühl für die Unwiederbringlichkeit des Augenblicks zu vermitteln. „Gegen Nachmittag wurden wir von dem Sonnenschein und der belebenden Geschwindigkeit geradezu trunken. (. . .) Die Kanus waren zu klein für uns, wir mussten hinaus und uns am Ufer ausstrecken. Und so machten wir es uns auf einer grünen Wiese bequem, rauchten göttlichen Tabak und erklärten die Welt für wunderbar.“

Walter Klier, geb. 1955, lebt als Schriftsteller in Innsbruck.